

RADOSŁAW WISNIEWSKI

Die Mauer

Aus den Akten geht hervor, dass alles in den Jahren 1898/99 erbaut wurde: die Kasernenblocks, die Kommandantur, die Bäckerei und der Stall. Man hatte auch den Drillplatz geebnet und zum Schluss die Mauer aufgestellt. Die Macht über Leben und Tod gehörte den Auserwählten. Es ist also anzunehmen, dass die Entscheidung richtig war, die profanen Zivilisten von den Rekruten der universellen preußischen Ordnung zu trennen, die Tag und Nacht in gerader Reihe übten, wie man seine Mitmenschen des Lebens beraubt. Das Schießen hat nämlich etwas von einer Erfahrung des Erhabenen. Jedenfalls so ähnlich empfand ich, als wir im Lyzeum im Unterricht "Anleitung zur Verteidigung" den Umgang mit scharfen Waffen lernten. Ich versuchte mir vorzustellen, die Zielscheibe sei ein lebendiger Mensch, der mit dem Finger am Abzug auf mich zuläuft. In diesem Moment kam der Befehl unseres Lehrers, eines zwergenhaften pensionierten Pioniers:

– Visier fünfzig, Ziel erfassen, Feuer! – "Visier fünfzig" war nur Spaß, denn die Zielscheiben waren sowieso nicht mehr als zwanzig Meter entfernt. Aber die Konzentration, der Moment, in dem man langsam den Abzug drückte, der Schlag und das an Euphorie grenzende Gefühl, dieses Lösen der beinahe sexuellen Spannung und die Lust, das Gleiche noch einmal und noch einmal zu tun – das alles war echt. Ich bin mir nicht sicher, ob das Töten im Krieg mit einer solchen sexuellen Erfahrung des Erhabenen verbunden ist. Gewiss herrschen dann andere, nicht näher bestimmbare übergeordnete Gesetze. Wohl zu Recht entstand also diese Mauer zwischen den Priestern einer zukünftigen und in der Zukunft nicht allzu fernen heiligen Zeit und dem Rest der Bevölkerung des preußischen Städtchens.

Die Zeit verging, doch die Mauer blieb stehen. Die Bewohner des magischen Kreises wechselten. In den Zeiten, an die ich das Recht habe mich zu erinnern, waren es Jungs mit asiatischen Gesichtszügen, in Uniformen aus schäbigen Stoffen, an denen Gestank klebte und in Mützen mit roten Sternen. Oft saßen sie vor ihren Fenstern und fragten, ob jemand von uns eine Schwester hätte und ob er sie mitbringen könne. Diese kaum zehnjährigen Fast-Männer ahnten bereits die Gründe für den Hunger ihrer älteren Kollegen nach dem Anblick weiblicher Wesen. Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern bekamen sie nämlich immer nachdrücklicher zu spüren. Für das Versprechen, die Schwester an der Mauer abzuliefern, konnte man Patronenhülsen einer Kalaschnikow oder sogar die eines der Flugzeuge erbetteln, die nachts am Himmel tobten. Solch eine Hülse, nachdem man sie mit Schießbaumwolle gefüllt hatte, konnte eine recht gute Splittergranate abgeben, die Rache übte für man weiß nicht recht was. Jeder wollte ein Held sein.

Nicht die Stadtbewohner stiegen über die Mauer. Es waren vielmehr die dahinter, die zu ihnen kamen. Von dort fuhr riesige Tankwagen Richtung Flughafen, Lastwagen, Jeeps, Gruppen von Jungs in Galauniformen zu Festzügen anlässlich der Revolution oder des Siegestages, Gruppen in gemeinen Filzuniformen, einen Schleier des Gestanks hinter sich herziehend – zur Badeanstalt. Die Offiziere wohnten hinter der Mauer, manchmal mit Familien, manchmal alleine. Die bekamen ab und zu Besuch von ihren Frauen und Kindern, ansonsten schlenderten sie traurig von Kneipe zu Kneipe, was sie sich eigentlich gar nicht leisten konnten. Ihre Häuser blieben Oasen der Ruhe,

nowe teksty z Polski nowe teksty z Polski nowe teksty z Polski nowe teksty z Polski

obwohl man nicht viel von ihnen wusste. Die Fenster waren an Stelle der Gardinen mit Zeitungspapier zugeklebt.

Man erkundete das geheime Gebiet hinter der Mauer von Zeit zu Zeit, wenn es einem gelang, auf ein Mauerstück zu klettern, das nicht mit dem Stacheldrahtkranz und Glassplittern geschmückt war. Das kam in den Zeiten unserer Kriege vor. Denn die Mauer biss zu, warf oft Pflastersteine, Flaschen, Feuerwerkskörper heraus, als ob sie nicht mehr in der Lage wäre, die in sich gesammelte Energie zu ertragen. Sie fielen zufälligen Passanten vor die Füße, daher die fromme Vorsicht, wenn man die Mauer entlang nach Hause wanderte. Wenn solch ein Geschoss uns – der Andreasbrigade zur Nationalen Rettung, bestehend aus zügellosen Jungs aus der Siedlung – vor die Füße fiel, antworteten wir stolz mit geballtem Feuer. Aus Sorge um dessen Wirkung schickten wir Beobachter auf die Mauer. Und eben diese hatten den Vorteil, das aus taktischer Sicht wichtige Landstück hinter der Mauer zu observieren. Ein Vorteil, der nicht selten mit einem von Steinen oder einer gezielt geworfenen Flasche zerschlagenen Gesicht, einer aufgeplatzten Augenbraue bezahlt wurde. Die von der anderen Seite hatten eine bessere Position für einen Kampf – sie feuerten von den Bäumen aus und hatten einen größeren Raum für eventuelle Rückzugsmanöver. Wir, die Kämpfer für ‚die Sache‘, hoffnungslos zusammengepresst auf einer engen Straße mit Bürgersteig, bildeten ein leichtes Ziel, obwohl es am sichersten direkt an der Mauer war, solange nicht die steilhanggeübte Artillerie des Gegners mit den schwersten Pflastersteinen zum Zug kam. Im Falle eines Rückzugs, der zum Beispiel durch das Eingreifen des Dienst habenden Wächters verursacht wurde, musste man ein ganz schönes Stück entlang der Mauer laufen, dann erst in eine Nebenstraße, Hauptsache nicht in die, in der die Offiziere wohnten. Die Wächter blieben jedoch meistens mit ihren Hintern im Stacheldraht hängen und bis sie sich mühsam hinunter geschleppt hatten, war unsere Andreasbrigade schon weit weg in Sicherheit. Deswegen waren wir oft die Gewinner. Trotz allem. Außerdem hatten wir keine Angst selbst anzugreifen. Wochenlang züchteten wir faule Eier in den Kühlschränken, fabrizierten Schießwolle und Ähnliches. Nachts, im Rahmen der Störaktionen, schlugen wir die Scheiben in den Kasernenblocks ein, einfach so ohne Grund, nur weil sie hinter der Mauer standen. Die wahre Meisterleistung war das Anschießen einer Milchflasche im dritten Stock. Tagsüber, auf dem Weg zum Religionsunterricht oder anderen Gottesdiensten, schossen wir Serien von faulen Eiern in den Lüftungsschacht der Bäckerei. Wir wussten nämlich, dass unter ihm der Teig für das Brot reifte, das beste der Stadt übrigens.

Niemals jedoch stellten sich die Bewohner beider Mauerseiten von Angesicht zu Angesicht zum Kampf. Die Beziehung der erwachsenen Einheimischen zu den Fremden war schizophren. Einerseits hassten sie die Tatsache, dass diese überhaupt da waren und betrachteten so und so viel Hektar der Stadt, die durch die Mauer ausgegrenzt waren, als ob sie gar nicht existierten. Sie nannten die Russen verächtlich "Kazapy" und putzten ihre eigenen Kinder dafür herunter, dass sie durch die Kämpfe mit deren Kindern ihr Dasein anerkannten. Im Geheimen wurden aber einige von uns von unseren Eltern auf die andere Seite geschickt, wegen der Sprotten und der Heringe aus dem Ochotskischen Meer, wegen der Butter oder sonstiger Spezialitäten der Offiziersläden. Dort trafen sich, pünktlich zur Öffnungszeit um 17.00 Uhr, die Antagonisten, erklangen gleichzeitig die Melodien der kitschigen Spieluhren aus Hongkong, damals der Gipfel des guten Geschmacks (je

nowe teksty z Polski nowe teksty z Polski nowe teksty z Polski nowe teksty z Polski

mehr davon so eine Uhr zu spielen vermochte, desto höher war der Status des Besitzers). Obwohl es sofort klar war, wer wer ist und woher er kam, war man unter sich. Auch die Russen, die man in der Stadt traf und die in der hiesigen Sprache zu reden versuchten, weckten keine Feindseligkeit. Sie waren zu menschlich mit ihren offenen Gesichtern, in denen man genauso wie in den Gesichtern der Seinigen lesen konnte.

Die Mauer selbst aber war für die Stadtbewohner über viele Jahre hinweg die Weltachse und Quelle des Hasses. Die Wut, ja Frustration wurde durch das Fehlen an Möglichkeiten geweckt, den Raum hinter ihr zu erkunden, dieses Schwarze Loch im Bewusstsein des Ortes. Bei uns, den Jüngeren, nahm sie die Gestalt des Spiels mit dem Unbekannten an, gerechtfertigt durch die Überzeugung, dieser Raum gehöre nur uns und nur wir hätten dort zu sein. Das Recht wäre in diesem Fall unwiderlegbar.

Die Faszination der Mauer begann für uns mit der entflammenden Neugier auf andere Gebiete der Realität zu erlöschen, die uns bis dahin unbekannt waren. Ungefähr in der siebten, achten Klasse der Hauptschule wurden die Pionieruntersuchungen der Körper von Mitschülerinnen interessanter. Diese eher sinnlichen Erfahrungen endeten nicht mit Schnittwunden, sondern bloß mit einer ab und zu brennenden Wange. Es wurde uns klar, dass es viele Weltgeheimnisse gibt und die Forscheraktivitäten verschiedene Formen annehmen können. Die Mauer blieb zwar weiterhin ein Geschwür des Unbekannten, doch wir verloren unsere Leidenschaft für sie.

Die Welt veränderte sich schnell. Es war wohl Juli oder August. Auf dem Hof verkündeten die Zikaden ein weiteres Sommerende. Auf meinem Bett ausgestreckt beobachtete ich durch das halb offene Fenster die vom nahe gelegenen Flughafen wie am Schnürchen in ohrenbetäubendem Krach startenden Düsenjäger. Bisher war es nicht vorgekommen, dass sie in einer solchen Menge emporstiegen. Vom Himmel tropfte noch feiner Purpur, ich las irgendein angesagtes Buch, es mag über die Schlacht von Falaise gewesen sein. Die Welt zerfloss langsam in der Schwüle der Spätsommernacht. Nur der Glanz der Flugzeugdüsen und das nach wenigen Sekunden abklingende Donnern zerschnitten immer wieder den Himmel. Ein Kometenschwarm nach Süden abfliegend. Dann, von einem Tag auf den anderen, verschwanden die metallenen Libellen der Sturmhubschrauber. Allmählich leerten sich auch die Kasernenblocks. Einer von ihnen brannte im Herbst ab, weil die Russen auf dem Dachboden alte Uniformen verbrannten. Sie löschten das Feuer irgendwie herzlos. Als das Wasser ausging, gaben sie auf. Es kam die örtliche Feuerwehr, auch ihr war nicht nach Löschen. Der Anblick des sich vom Dach nach unten ausbreitenden Feuers, das mehrere Meter emporschoss, sich um die Fensterrahmen wand als wolle ein lebendiges Wesen diesen Ziegelhaufen auffressen, war schön. Es erinnerte mich an Ajwazowskis Bild "Schlacht von Synopa".

Die "Kazapy" wurden von Tag zu Tag weniger. Die Bewohner gewannen das menschliche Timbre der Stimme wieder, als sie von ihnen zu sprechen begannen. Sie wären gar nicht so schlecht gewesen, sie würden doch zur Armut zurückkehren, nirgendwo hin, denn wer würde sie dort in diesem Russland aufnehmen, in die Arme nehmen und trösten. Dort erwarte sie die weite Steppe,

nowe teksty z Polski nowe teksty z Polski nowe teksty z Polski nowe teksty z Polski

grausame Winter, und sie seien doch irgendwie schon ein bisschen wie die Unseren. Man empfand Zärtlichkeit gegenüber den mit Zeitungen beklebten Fenstern und den Wänden voller Narben von herausgerissenen Kabeln und Rohren. Die Geschichten über die Platten der Startbahn, die die Russen herausgerissen und mitgenommen hatten, zogen weniger Empörung nach sich als vielmehr Trauer und Sorge um die bisher unerwünschten Nachbarn. Triebe man sie nicht etwa auf einen Untergang zu. Denn, dass sie unrechtmäßig hier stationiert waren, mochte ja stimmen, aber sie waren doch schon vertraut. Und wenn sie manchmal vor ihren offenen Fenstern Akkordeon spielten, wurde es einem irgendwie warm ums Herz. Ach, da wurden nach einiger Zeit die naiven, dummen, mitfühlenden, slawischen Herzen geweckt.

... Eines Winters, als es irgendwo Streiks gab und Menschen umkamen, und wir alle den Hang hinunter nahe der roten Wand in größter Friedfertigkeit auf den Schlitten fuhren, uns nicht mal absichtlich tretend oder in den Weg stellend, schien der Gedanke unwahrscheinlich, dass eine Bande von Väterchen-Frosts in pelzigen Tschapkas von einem Tag auf den anderen Stadt um Stadt ‚pazifizieren‘ könnte. Heute bei den Nachrichten aus dem Norden erfriert einem das Blut in den Adern – nicht der Kälte, sondern des Gebells der Kriegshunde wegen. Frühere Welpen, die sich im polnischen Schnee wälzten, werfen vielleicht jetzt geübt eine Granate nach der anderen. Infiziert mit unserem gedankenlosen Hass, den wir mittels der Steine und Fluchklumpen blindlings verteilten, geben sie ihn dort irgendwo weiter, immer wieder das Schloss, die Hülse, die Patrone, das Schloss, die Hülse, das Geschoss ...

Im letzten Herbst überschritt ich die Mauer, durchwanderte das Gelände kreuz und quer, ohne jegliche Zeichen am Himmel. Die Kinder spielten hier und da, von den Decken tropfte das Wasser. Ich stöberte in der Offizierskantine, der einstigen Kasernenkirche, auf den Dachböden, in den Lagern und Kellern mit ausgerissenen Türen. Blätter und Kastanien bis zu den Knöcheln. In einer Ecke bei den Garagen ein Schutthaufen, auf der Wand Reste einer gotischen Inschrift. Hier würde man gut Gedichte vorlesen können. Das tun wir im Frühling kommenden Jahres, vielleicht findet aber auch niemand hierher. Denn obwohl die Mauer von beiden Seiten Stück für Stück auseinander genommen wird, sich in alle Himmelsrichtungen beugt, hält sie sich, Gott weiß mit welchem Recht, doch zusammen. Der Weg zur Stadtmitte über das herrenlose Gelände ist kurz, aber die meisten Bewohner gehen weiterhin entlang der Mauer, wie vor Jahren. Als ob sie etwas fürchten würden. Nachts leuchtet keine Laterne. Der Wind dröhnt laut, heult in den Biegungen, der Regen fließt die aufgerissenen Rinnen und den zersprungenen Dachverbund runter, die Tropfen hallen in den leeren Räumen. Man will schreien, mit einem mythischen Laut den Akt der Schöpfung antreiben, mit menschlichem Gedanken das fassen, was Jahrzehnte lang unerkannt blieb. Nachts kehre ich also immer wieder hierher zurück von den Dichtern und schreie, weil ich weiß, dass es niemand hört. Nur die Mauer saugt diesen Schrei auf, wird von einer neuen Vibration durchtränkt, vom Alphabet des Nachkommens der Umsiedler. Scheinbar erweicht sie, krümmt sich immer mehr, bröckelt, doch sie ist da, ist überall.